



Auf der Bühne.

Künstler-Novelle von A. Forstheim.

Nachdruck verboten.

[I. Fortsetzung.]

Liddy hatte sich in den finstersten Winkel der Bühne zurückgezogen, auf einem der Versatzstücke niedergelassen und gedachte ihrer friedlichen Jugendzeit, wo sie von all den Kämpfen, all dem Jammer, der ihr jetzt am Herzen nagte, noch nichts gewußt. Warum mußte sie hieher kommen? In diese fremde Welt! Die Thräne, die ihr an den Wimpern hing, ließ sie alles ringsum wie durch einen dichten Nebelschleier schauen, und das fröhliche Gepolter ihrer Kolleginnen drang, zum Flüstern herabgedämpft, nur in einzelnen abgerissenen Sätzen unverstanden an ihr Ohr. Plötzlich bemerkte sie, daß das ganze Bühnenvölkchen in große Aufregung geriet, wie ein Ameisenhaufen durcheinander lief und dem Vorhange zudrängte. „Die gestrenge Kritik! Die Musikreferenten der Zeitungen!“ ging es von Munde zu Munde. Ein verächtliches Lächeln kräufelte Liddys Lippen. War es denn nicht ganz gleichgiltig, wer da unten saß? Sie drückte sich fester an ihren Eichenstumpf und rührte sich nicht. „Ordelius! Beim Himmel

Ordelius selbst!“ rief jetzt eine helle Stimme im Tone höchster Überraschung und des Schreckens zugleich. Dann nahm die „Königin der Nacht“ ihre lange Sternenschlepppe auf den Arm und lief, so schnell ihre Füße sie trugen, quer über die Bühne, um Mme. della Duca die große Neuigkeit zu überbringen, während sich die übrigen mit vermehrtem Eifer die Vorhangstücke streitig machten, um den Gefeierten und Gefürchteten mit eigenen Augen zu sehen und ihm womöglich an der Nasenspitze abzugucken, in welcher Stimmung er sich befinde. Dieser Name hatte doch auch auf Liddy, die kühle, unnahbare Liddy seine Wirkung nicht verfehlt. Wie von einem elektrischen Schläge getroffen, zuckte sie plötzlich zusammen und erhob sich. „Der Musikpapst von Wien“, wie ihn Mme. della Duca spöttisch nannte — Liddy hatte soviel Bedeutsames und dabei Widerspruchsvolles über diesen seltsamen Mann vernommen, daß sie schon längst ein eigentümliches Interesse für ihn hegte, ohne ihn je sehen zu können — nun sollte ihr Gelegenheit dazu werden. Im nächsten

Augenblicke stand sie im dichtesten Gedränge und hatte irgend eine diesbezügliche Frage gethan. Darauf schob eine kleine mutwillige Kollegin sie zur Seite vor und rief: „Sehen Sie nur immer geradeaus. Der stattliche blonde Herr mit den Gule-Augen und den Ohren, die das Gras wachsen hören, das ist der fürchterliche Dr. Ordelius. Geben Sie Acht, Liddy, der speißt Sie morgen zum Sauerkraut auf. Na, schauen Sie sich den Menschenfresser nur genau an, damit sie wenigstens wissen, von wem Sie verpeißt werden!“ Damit hüpfte der übermütige kleine Kobold weg, und Liddy hatte die Aussicht frei. Welch ein edler, ausdrucksvoller, männlich schöner Kopf, der ihr da voll entgegenblickte! Strenge mochte Ordelius wohl sein, aber ungerecht gewiß nicht. O was hätte sie darum geben mögen, seinen Beifall zu erringen, zu ersingen. Eitle Träume! Was wollte ihr dummes Herz nur — hatte es noch nicht gelernt, Wunsch und Hoffnung einzufargen! Wie konnte er sie neben ihren glänzenden Kolleginnen bemerken — günstig beurteilen?



Kämpfende Wildschweine,
Gemälde von C. F. Deiker.

Dr. Ordelius, dessen bloßes Erscheinen schon solche Aufregung hervorrief, war der Musikreferent der „Hohen Warte“, des größten und einflussreichsten Blattes der Residenz. Gründlicher Musiker und selbst tüchtiger Komponist, war er doch nie mit eigenen Arbeiten in die Öffentlichkeit getreten, weil er von dem Grundsatz ausging, daß bei dem reichen Schatz vorhandener klassischer Meisterwerke Neues nur dann Berechtigung habe, wenn der Autor so geniale Begabung mit so vollendeter Meisterschaft der Form verbinde, daß er der Welt durchaus Originales, noch nicht Dagewesenes zu offenbaren habe. Einen nicht minder strengen Maßstab legte er an die ausübenden Künstler. Früher fehlte er fast bei keinem Konzerte, keiner Opern-Premiere, und seine gesammelten Feuilletons hätten ganz gut als eine die jüngsten zehn Jahre umfassende Musikgeschichte Wiens gelten können, doch seit geraumer Zeit, seit er an einem großen musikgeschichtlichen Werke arbeitete, das seine volle Arbeitskraft auf Jahre hinaus in Anspruch nahm, erschien er nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, wo es sich um tiefgehende Kunstinteressen handelte. Als solche betrachtete er mit Recht die alljährliche Schlußprüfung der berühmten Gesangsschule, aus der sich die Oper der nächsten Zukunft rekrutieren mußte. Da wollte er nicht versäumen, selbst zu hören und zu sehen und seine Ansicht darüber rückhaltlos — nötigenfalls auch rückwärtslos — darzulegen.

Um sich allüberall die möglichste Unparteilichkeit zu wahren, vermied Ordelius, seit er die Stelle bei dem vielvermögenden Blatte angenommen, mit größter Beharrlichkeit den persönlichen Verkehr mit allen ausübenden Kunstkräften, insbesondere weiblichen Geschlechtes, dessen Bestrickungskünste der verstockte Junggefelte fürchtete. Während sonst alle Musikkritiker verhätschelte Stammgäste in den Salons der Primadonnen waren, auch selbst offenes Haus hielten und an bestimmten Tagen die musikalische Welt bei sich versammelten, führte Ordelius das Leben eines Höhlenbären.

Dieser Spartaner mit dem feinsten Kunstgeschmacke, unzugänglich jeder Bestechung, sei es durch Geld, Ehren oder schöne Frauenlippen, hatte es denn endlich auch erreicht, daß sein Urteil wie ein unfehlbarer Richterspruch hingenommen wurde, ja daß kaum ein anderer mehr eine Meinung auszusprechen wagte. Eine kleine Anekdote, die viel belacht wurde, machte in der Stadt die Runde. Herr K. und Fr. J. treffen sich beim Ausgange eines Konzertsaales. „Wie hat Ihnen der neue Klaviervirtuose gefallen, meine Gnädige?“ fragte das Herrchen verbindlich. „Das werde ich Ihnen sagen, sobald ich die „Hohe Warte“ gelesen habe,“ erwiderte die Dame. Wenn nicht wahr, so schien es doch sehr glaubwürdig, und seitdem nannte ihn Mme. della Duca kurzweg den Musikpapst. Doch nicht nur im großen Publikum, auch in Fachkreisen galt eine günstige Besprechung des Dr. Ordelius einem „Befähigungsnaehweise“ gleich. Agenten und Direktoren säumten nicht, aufgehenden Bühnentalenten, denen ein solches Adelsdiplom des Großmeisters der Kritik zu Teil wurde, die vorteilhaftesten Engagementsanträge zu machen; Thür und Thor waren ihnen überall offen; der Weg geebnet. Wehe aber denen, die sein Tadel traf. Sie waren, wenn nicht für immer, auf lange Zeit unmöglich gemacht.

Als der Vorhang in die Höhe ging, war denn auch der vorhersehende Gedanke in all' den blonden und braunen Köpfchen der Novizen und bei der Professorin selbst: Wie wird Ordelius morgen urteilen? — Die Vorstellung glich den sonstigen Vorstellungen auf ein Haar. Die Rollen „nach berühmten Mustern“ studiert und aufgefäht. Hübsche Anläufe, frische Stimmittel, hier und da ein Genieblitz, die künftige Kunstgröße im Keim, und über alles das eine ausgleichende Sauce, Schule genannt, die das Ganze künstlich zusammenhält, bis es sich nach und nach organisch verbindet und festigt. Mme. della Duca wäre mit dem Abend ausnehmend zufrieden gewesen, ja er hätte sogar alle daran geknüpften Erwartungen übertroffen, wenn — Liddy nicht gewesen wäre.

Schon den ganzen Tag hatte diese unter dem lähmenden Drucke einer krankhaften Nervenverstimmlung gelitten, aber immer darauf gehofft, daß der böse Alp im entscheidenden Momente schwinden werde. Doch der künstlerische Schwung, der sie über sich selbst hinwegheben sollte, wollte sich nicht einstellen. Vielleicht hätte dies eine Rolle vermocht, die sie erwärmte und begeisterte, allein diese fehlte. Das Lampenfieber packte sie immer heftiger. Als sie endlich hinausstreten mußte, steigerte sich ihr Angstgefühl fast bis zur Bewußtlosigkeit. Ihre Zähne klapperten im wirklichen Fieberfrost zusammen, der Herzschlag stand still und es war ihr als umfaßte plötzlich ein eiserner Griff ihre Kehle, daß sie nach Atem ringen mußte. Wahrscheinlich würde sie sich auch keines Tones mehr erinnert haben, doch Mme. della Duca gebrauchte die weise Vorsicht, allen ihren Schülerinnen die Partien so leierkastenmäßig einzüben, daß schon „das Gedächtnis der Materie“ allein genügte, die Rolle wiederzugeben, wenn die Debütantinnen auch alle Geistesgegenwart verloren. Allerdings sang Liddy ausdruckslos wie ein Automat, auch hatte ihre Stimme an Kraft und Wohlklang eingebüßt; tremolierte in der Mittellage, klang schrill und schneidend in der Höhe.

Zudem hatte die Unglückliche in der Beklemmung falsch eingeseht, und der Schrecken darüber war ihr so sehr in die Glieder gefahren, daß diese ihr wie mit Blei gefüllt schienen und sie sich kaum bewegen konnte. Alles dies sah und hörte sie, jedoch nur wie in einem zweiten Gesichte. Sie mußte, wie sie es hätte machen sollen, ohne sich — gleich den zu allen Höllequalen verdamnten armen Seelen der Abgeschiedenen — helfen zu können. Trotz ihres verfehlten Gesanges und noch verfehlteren Spieles — wenn ihre steifen Bewegungen überhaupt so zu nennen waren — wäre der Abend noch ziemlich glatt abgelaufen und Liddy unter den Übrigen, wenig bemerkt, mitgegangen, wenn es nicht ein tückischer Zufall gefügt hätte, daß sie in einer Ensemble-Szene mit jener mutwilligen Kollegin zusammentreffen mußte, die ihr vorhin so übel prophezeit, daß Ordelius sie als kritisches Ragout verspeisen werde. Sei es, daß der kleine Satan, eine vornehme junge Russin, von böshafter Gelüsten geplagt wurde, daß sie Liddys Jammermiene reizte, vielleicht geschah es auch nur zufällig, genug, da Liddy als Bage einer Prinzessin voranzuleuchten hatte und an einer Treppe vorbeikam, an welcher der übermüthige Wildfang, gleichfalls in Pagentracht, malerisch gelehnt stand, streckte sich plötzlich ein Bein aus, über das Liddy so unglücklich stolperte, daß sie ihrer ganzen Länge nach zu Boden fiel und ihre Fackel dem Könige an den Kopf flog. Das gekrönte Haupt nahm die Sache von der humoristischen Seite, hob die hingeschleuderte Brandfackel mit vieler Grandezza auf und spazierte damit gravitätisch zur Couliße hinaus. Darauf schallendes Gelächter im Publikum, bis sich auch Liddy wieder aufgerafft und der Vorhang herabgesenkt hatte. Dieser



Trotzdem wollte sie von einem Arzte nichts wissen —

fataler Zwischenfall gab Liddy den letzten Stoß. Die schallende Heiterkeit kehrte, wenn auch ganz unbegründet, im Publikum wieder, so oft Liddy in Sicht kam. Eine wilde Lustigkeit hatte sich der großen Menge bemächtigt, die eine künstlerisch gehobene Stimmung auch bei den weisevollsten Stellen nicht mehr aufkommen ließ und dem Ganzen sehr gefährlich wurde. So war durch Liddy in die Schlußproduktion ein arger Mißton gekommen, dessen üblen Eindruck alle übrigen trefflichen Leistungen nicht mehr auszulöschen vermochten. Mme. della Duca geriet in helle Verzweiflung und sie hätte sich wegen ihrer Kurzsichtigkeit den Kopf an die Wand rennen, die unglückselige Liddy am liebsten erdroffeln mögen; ähnlich empfanden die in ihrer künstlerischen Eitelkeit getroffenen Kolleginnen, doch — das Unglück war geschehen und nicht mehr gut zu machen.

Mit wahrer Berserkerwut stürzte sich am nächsten Tage die gesamte Presse, die Mme. della Duca wegen ihres hochfahrenden Wesens wenig gewogen war, auf dieses verunglückte Debut. Besonders die „Hohe Warte“ drückte mit schneidigem Sarkasmus ihre Verwunderung darüber aus, daß die scharfsinnige und weltkluge della Duca, welche sich auf ihr Lehr- und Dirigentenamt so viel einbilde, in ihrer Meinung die Intendanz der Hoftheater an Einsicht übertrage und die Theaterleiter gewöhnlich mit wenig schmeichelhaften Titeln bezeichne, selbst einen solchen Mißgriff begehen konnte, eine unbeholfene Anfängerin, die zudem weder Stimme noch Spiel-talent habe, öffentlich auftreten zu lassen. Ein neuer Beweis, daß die verehrte Dame bedeutend im Niedergange begriffen sei, und das Konservatorium nicht zu bedauern brauche, sie verloren zu haben.

Nach der unseligen Vorstellung hatte sich Liddy in ihr Zimmer eingeschlossen und dieses, obwohl schon Tage seither vergangen, nicht wieder verlassen. Um keinen Menschen, ja nicht einmal das Tageslicht sehen zu müssen, hatte sie Krankheit vorgeschützt, die Vorhänge tief herabgelassen und jeden Besuch abgewiesen. War sie denn nicht auch krank? Der Schlaf floh sie, Speise und Trank berührte sie kaum und es

war ihr so weh ums Herz, so weh, daß es keine Worte dafür gab. Trotzdem wollte sie von einem Arzte nichts wissen, so oft auch die Magd darauf zurückkam, ihn holen zu wollen, wenn sie den Tisch abräumte und sah, daß das Fräulein wieder nicht gegessen hatte und bleich mit sieberglühenden Augen auf dem Sopha lag. Liddy lehnte beharrlich allen Beistand ab. Da könne nur die Natur helfen, meinte sie mit traurigem Kopfschütteln, es werde schon wieder gut werden, wenn sie sich ruhig verhalte. Doch diese Ruhe war nur künstlich, nur äußerlich. Sobald sie sich unbeobachtet wußte, brach sie immer wieder in Verzweiflung aus, flossen ihre Thränen aufs neue, verschlang sie mit nimmersatter Gier Serien jener böshafter Zeitungsnotizen, die sich mit ihrem verfehlten Auftreten beschäftigten. Um ihren Schmerz ja nicht stumpf werden zu lassen, griff sie, als diese Gistquelle eigentlich schon versiegt und die „Matinee“ längst von anderen Tagesereignissen überholt war, wieder nach den alten Blättern zurück und verentete sich mit einer Art grauamer Wollust in die besonders verletzenden Stellen, die sie rot untertrichen hatte. In'sbesondere die Skorpionstiche des Dr. Ordelius, welche sie recht ins innerste Mark trafen, überließ sie so häufig, daß sie dieselben hätte auswendig herfagen können.

Inzwischen hatten sich ihre glücklicheren Rivalinnen nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, Ferienreisen angetreten, vorteilhafte Engagements abgeschlossen, und auch Mme. della Duca war durch die Verhandlungen mit den Agenten, Impresarios und Theaterdirektoren in Bezug auf ihre Schülerinnen, wie durch ihre eigenen Familienangelegenheiten eine Zeit lang so voll auf in Anspruch genommen, daß sie die Tageblätter kaum ansah und auch Liddy völlig vergaß. Als jedoch dieser erste Ansturm vorüber war und Liddy trotz mehrfacher Einladung sich nicht blicken ließ, da wurde eines Tages sehr resolut an ihre Thüre geklopft, und ehe sie noch „her-ein“ sagen konnte, trat die Professorin in höchst eigener Person bei ihr ein.

Die energische Frau hatte selbst schwer kämpfen müssen, ehe sie sich zu ihrer jetzigen Stellung emporgearbeitet, und liebte es deshalb, auch bei andern nicht, wenn sie ein widriges Geschick leicht Herr über sich werden ließen. Um so weniger mochte sie solche „Freiheit“, wie sie es nannte, gelten lassen, wenn sie selbst dadurch geschädigt wurde. Da verstand sie keinen Spaß. Sie hatte sich so lange mit Liddy geplagt, und nun, da sie endlich die Früchte ihrer Mühen einzuheimen gedachte, — floß doch ein Teil der Einnahmen ihrer gewesenen Schülerinnen als nachträgliches Honorar kontraktmäßig noch lange in die Kasse der Professorin — nun, da die Frucht reif war, wollte das alberne Ding gleich beim ersten Hindernisse kopfscheit werden und stricken. Unsim! Die meisten der großen Künstlerinnen, selbst eine Vucca, eine Kraus, hatten im Anfange mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen und konnten von mehr als einem Mißerfolge berichten. Doch da dürfe man nicht rühselig die Waffen strecken, sondern müsse seinen ganzen Trost aufbieten, um die Scharte auszuweichen und sich am Ende den gebührenden Platz zu erobern. Mme. della Duca war

jedoch nicht gekommen, um der Unglücklichen, die bleich und gebrochen vor ihr saß, nur mit leeren Worten Trost einzusprechen; sie brachte in ihrer entschlossenen und thatkräftigen Weise auch gleich einen fertigen Plan mit, was nun zu geschehen habe. Ein festes Engagement an irgend einer Bühne liege nach dieser Niederlage allerdings nicht im Bereiche der Möglichkeit, doch habe sie von dem ihr befreundeten Theaterdirektor in Graz ein Gastspiel auf drei Abende erlangt, dessen günstiger Erfolg wieder alles ins rechte Geleise bringen konnte. „Du bist nun um einige wichtige Erfahrungen reicher, die Bühne kleiner, das Publikum weniger verwöhnt, eine ernste Rivalin nicht vorhanden, also stehen die Chancen ganz anders und weitaus günstiger wie an jenem Probeabend. Zudem kannst du ja gut disponiert sein, und versuchst miß es nochmals werden! Punktum!“

Liddy spürte nicht die mindeste Lust, sich zum zweitenmale all den jüngst erlittenen Dualen auszuweichen, wollte Einwendungen machen, um Erbarmen flehen. Doch Mme. della Duca wies sie rauh und kurz ab und fuhr in ihren Auseinandersetzungen fort: „Dies der erste Teil meines Programms; schwieriger wird allerdings der zweite, der darin besteht, die Kritik umzustimmen. Das ist unumgänglich nötig, wenn wir irgend einen Erfolg haben sollen. Singst du nächstens noch so schön und es nimmt nur die Lokalpresse davon Notiz, so ist die ganze Vorstellung für deine Karriere nicht mehr als ein Schlag ins Wasser, kein Agent rührt die Hand für dich. Nur die Wiener Blätter gelten und da auch nur die ersten. Die Wiener Presse hat dich jüngst so arg ‚ver-rissen‘, sie allein kann dich wieder zu Ehren bringen. Von einem der — oft nichts weniger als edlen — Ritter vom Geiste zum andern zu pilgern und ein freundliches Wort zu erbetteln, wäre unmöglich, aber auch ganz unnötig. Wenn man ‚Presse‘ sagt, so meint man doch nur Ordelius. Wie dieser ins Horn stößt, so tuten alle übrigen von selbst nach. Das weiß er aber auch sehr wohl, und deshalb dürfte es leichter sein, hundert andere Journalisten als diesen Querkopf von einer einmal gefaßten Meinung zurückzuführen, ihn zu

einem Widerruf zu bringen. Dennoch muß es versucht werden. Leider kann ich dir bei dieser schweren Aufgabe nur durch meinen Rat behilflich sein," fuhr Mme. della Duca fort, als Biddy noch immer beharrlich schwieg. "Du weißt, Ordelius grüßt mir, seit ich das Konservatorium verlassen habe. Nach seiner Idee hätte jeder der dort angestellten Künstler die Verpflichtung, sich dem Ganzen unterzuordnen, d. h. sich zu opfern. Nun, das ist ein Standpunkt, über den sich streiten läßt. Ich war anderer Ansicht, und seitdem suchst er mir, wo es geht, was am Zeuge zu flicken. Doch du sollst nicht dafür büßen, mein armes Kind! Du mußt ihn auffuchen, dich ihm vorstellen, damit er eine bessere Meinung von dir bekommt. Vielleicht läßt er sich überzeugen, daß an jenem Abende ein besonderer Unstern über dir gewaltet hat. Als gewiegter Kunststrichter und Menschenkenner muß er bald einsehen, daß er es weder mit einer 'Anfängerin' noch mit einer 'Person ohne Talent und Stimme' zu thun hat, sondern mit einer feinsinnigen Künstlerin von Geschmack und Begabung."

Biddy, welche von der Professorin stets nur als Aschenbrödel behandelt worden war, erröte und wollte diese ungewohnten Lobsprieche befremdet abwehren; doch Mme. della Duca, der daran lag, dem jungen Mädchen das durchaus nötige Selbstvertrauen zu geben, ließ ihre allzugroße Bescheidenheit nicht gelten. "Deine Wunden und Gebrechen hat man dir allezeit scharf genug vorgehalten, warum sollst du nicht auch deine guten Eigenschaften kennen?" meinte sie in mütterlich wohlwollender Tone. "Glaubst du, daß ich darauf bringen würde, Ordelius müßte dich kennen lernen, wenn du nicht ein viel interessanteres Geschöpf im Leben als auf der Bühne wärest? Doch das sei vorläufig unser Geheimnis. Auf diesen Zauber deiner Persönlichkeit baue ich aber, erstens: daß du überhaupt vorgelassen wirst; denn wisse, an der Pforte dieses feuerpeinenden Drachen hat schon manche Primadonna vergebens Einlaß begehrt; zweitens: daß du den Unnahbaren bewegt, von deinem demnächstigen Debüt in Graz huldbollst Notiz zu nehmen."

Ihm selbst das zweifelhafte Vergnügen eines Novizendebüts in der Provinz zuzumuten, daran ist natürlich nicht zu denken; doch vielleicht beauftragt er irgend jemanden, über dieses höchst wichtige Kunstereignis an die 'Hohe Warte' zu berichten. Will er auch darauf nicht eingehen, so trachte ihn wenigstens so weit zu bringen, daß er dir die Zusage macht, das Referat des Lokalreporters in Graz als Wiederabdruck aus dem Provinzblatt in die 'Theater- und Kunstchronik' der 'Warte' aufzunehmen. Diesen geringen Liebesdienst dürfte er dir kaum abschlagen, und für uns wäre auch das schon ein großer Gewinn, eine gewichtige Bestätigung, wie etwa das 'vidi' der Gesandtschaft auf einem Reisepasse. Eine Versicherung an das Publikum, daß der Mann richtig gesehen und gehört. Ich habe mich auch gleich erkundigt, wann Ordelius noch am ehesten zu treffen ist, hier findest du alles notiert — auch seine Adresse — und nun Glück auf den Weg!"

Wien, das in den jüngsten Jahren eine völlige Umwandlung erfahren hat, besitzt noch immer, zuweilen im Herzen der Stadt, eine Anzahl von Häusern, die mehrere Jahrhunderte alt, morsch und baufällig geworden, behörlich zum Niederreißen bestimmt sind, dann aber, nachdem die Baukommission ihr Todesurteil gesprochen und die meisten der Inwohner sie bereits verlassen haben, noch geraume Weile stehen bleiben, bis die Reihe des Um- und Neubaus an sie kommt. In solch einer halbverfallenen Zinsburg hatte sich Ordelius eingemietet. Einst waren diese Räume berühmte Konzertsäle gewesen, in denen Mozarts Arien und Schuberts Lieder zum erstenmal erklingen waren, wo die Grifi und die Catalani, Mario und Formes noch gesungen, ein von allen Mäusen und Genien geweihter, hoher Tempel der Kunst. Später war zu diesem Zwecke ein neuer prunkvoller Palast entstanden, und das alte Haus saß, wie so manche alte Kunstgröße — immer tiefer und tiefer.

Aus seiner Glanzepoche hatte das Bauwerk noch eine Menge Verkleidungen und Vorsprünge, Winkel und Ecken, Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, die es der originellen Geschmackrichtung des berühmten Sonderlings ausnehmend anheimelnd erscheinen ließen; nicht am wenigsten dadurch, daß alle Eingänge mit eisernen Thüren, alle Fenster mit ebensolchen Rollvorhängen versehen waren, die dem einsam hausenden Gelehrten vollauf Schutz und Sicherheit gewährten. Als Ordelius zu Beginn seines großen Werkes, das seinen Ruhm in die fernsten Teile der Erde tragen sollte, auf der Suche nach einem ruhigen Arbeitswinkel in dem lärmvollen Wien, in dem sich zu allem Übrigen unaufhörlich die Dissonanzen der zahllosen Klaviere und Drehorgeln kreuzen, dieser wunderbaren Zufluchtsstätte inne ward, hatte er auf diesen in der

Großstadt einzigen Fund natürlich gleich Beschlag gelegt. Vordem wohnte er als „Zimmerherr“ bei Familien. Als ihm der damit verbundene Zwang unangenehm wurde, hatte er sich eine eigene Wohnung genommen und in Gesellschaft eines Dieners und einer alten Wirtschaftlerin dort gehaust. Da sich jedoch mit der Zeit auch dieser Versuch als verfehlt herausstellte, die beiden dienstbaren Geister miteinander ständig in Hader lagen, die Köchin die Suppe versalzte, wenn sie in üble Laune geriet, und der Diener nie zu Hause war, wenn man ihn brauchte, dagegen oft um Mitternacht betrunken heimkehrte und mit dem brennenden Lichte bald den Vorhang, bald einen Stoß Manuskripte in Flammen setzte, beschloß der geplagte Hagestolz, seinem Hausstande wieder den Garaus zu machen. Er jagte das Gefindel zum Teufel oder wohin es sonst mochte und blieb fürder allein. Nur zu gewissen Tagesstunden, in seiner Abwesenheit, durfte eine alte, erprobte Aufwärterin erscheinen und seine Behausung in Ordnung bringen. Biddy, von der Lebensweise des Dr. Ordelius ungefähr in Kenntnis gesetzt, hatte sich zuerst beim Hausmeister um die Wohnung des berühmten Kritikers erkundigt. Trotz der wenig aufmunternden Miene und der strikten Versicherung des Pfortners, daß der Herr Professor für niemanden zu sprechen sei, war sie in einem Wirrwahl von Korridoren umhergeirrt und stand endlich vor dem mit einem Namensstäfelchen bezeichneten Eingange. Ein Gefühl der Bangigkeit überfiel sie. In den halbdunkeln, verödeten Gängen hallte jeder Schritt, jeder Laut verstärkt wieder und vor ihr startete ein riesiger Panzer von der Wand nieder, an dem kein Spalt verriet, wo diese an-

ihre jämmerlichen Klagen aufzuzischen und ihn durch schlaue Überredung zu einem Widerruf zu bringen, der seiner Überzeugung entgegen war? O, wie haßte sie diese abscheuliche, egoistische della Duca, die sie zu dem widerwärtigen Schritte gedrängt, und wie graute ihr vor den nächsten Augenblicken, in denen sie so schweres zu sagen und noch schwereres zu hören hatte. Sie spürte nicht übel Lust, noch jetzt Reissaus zu nehmen; doch es war zu spät, die rostschwarze Eisentüre fiel hinter ihr wieder schwer wie eine Kerkerpforte, ins Schloß — sie war gefangen. Die Höhle des Löwen, in die der Weg wohl hinein, aber nicht wieder herausführt, flog es ihr unwillkürlich durch den Kopf, indem sie ihrem Führer in sein Arbeitszimmer folgte; dort angelangt, war auch ihre Angst und Beklemmung geschwunden. Sage mir, wie du wohnst, und ich will dir sagen, wer du bist. Welch ein wunderbar anheimelnder, stimmungsvoller Raum war dieses Buen-Retiro einer schönheitsfündigen und schönheitsliebenden Natur, die den Gelehrten und Künstler zugleich in sich vereinte. Was diesen wohlthuenden Eindruck eigentlich hervorbrachte, konnte Biddy nicht gleich erkennen, denn nur auf den Schreibtisch fiel das helle, volle Licht. Der ganze übrige Raum war durch Vorhänge und Glasmalereien in ein Rembrandtsches Halbdunkel getaucht, und ehe sie in diesem interessanten Durcheinander von Büchern, Musikinstrumenten, kostbaren Kunstobjekten, orientalischen Teppichen das Einzelne genau unterscheiden konnte, fühlte sie, daß der Blick des Besitzers dieser Zauberräume sich wieder forschend auf sie gerichtet hatte, sie erröte und wendete sich ihm zu. War das wirklich der furchtbare Ordelius,

der Schrecken aller Musiker? Welcher Geist und Seelenadel in den Zügen, welche Tiefe und Seelengüte im Auge. Man verglich ihn sonst gerne mit dem brüllenden Löwen, der da umging, zu suchen, wen er verschlingen könne. Doch Biddy fand diesen Vergleich nun ebenso hinkend, wie den ihren mit der Höhle des Wüstenwürgers. Müßte sie nun einen Vergleich anstellen, so würde sie sagen, der gewaltige Mann dünke ihr eher wie einer jener riesigen, treuherzigen Neufundländerhunde, die immer bereit sind, Verunglückte mit Gefährdung des eigenen Lebens zu retten. Wie warm, wie zu Herzen bringend waren seine Worte, als er sie nun anredete. Auch der Ton seiner Stimme schien ihr gänzlich verändert, viel höher und weicher als vorher. Was er eigentlich gefragt, wußte sie kaum, doch mußte sie selbst darüber lächeln, daß sie solche Angst vor dieser Entree hatte. Sie vergaß ganz, daß sie einem Fremden, einem Manne und einem solchen Manne gegenüber saß und erzählte, von ihm angeregt, was ihr früher ganz unmöglich erschienen hätte, wie einem alten Freunde von ihrer Jugend, ihrem Leben in Amerika, dem Tode ihres Vaters; wie sie dann nach Europa, nach Wien kam, begeisterungsdurchglüht für die göttliche Muse der Tonkunst, wie

spröde sich diese ihr erwiesen, welche Leiden, welche Enttäuschungen ihrer da harteten, und wie sie doch nicht von der Kunst lassen könne.

Darauf tröstete er sie mit verständnisinnigem Mitgefühl; versicherte ihr, daß es wohl viel bedeute, eine große Künstlerin, aber mehr noch, ein edler, guter Mensch zu sein. Daß er schon manche berühmte Primadonna gekannt, die das hohe C herrlich auszuhalten wußte und dafür lärmendes Lob erntete, im Leben jedoch eine gemeine Dirne und Komödiantin und in jeder Beziehung unter aller Kritik war. Daß er dagegen in ihr eine reine Frauennatur von idealer Kunstbegeisterung zu erkennen glaube und überzeugt sei, sie werde, wenn sie nur Geduld und Ausdauer habe, auch die technischen und stimmlichen Schwierigkeiten noch überwinden und zu schönen Erfolgen kommen. Dann fügte er noch viel herzerfreuende warme Worte bei, um Biddy mit ihrem Mißgeschick auszuföhnen und sie seiner regen Teilnahme zu versichern.

Als das arme Mädchen nach so vielen Jahren wieder einen andern Ton hörte, als die barschen Anrufe der della Duca, die sie beständig reizten, oder ihre geschäftsmäßig kühlen Redensarten, die mit erstarrender Gleichgültigkeit ihr Ohr berührten, da war es ihr, als würde plötzlich eine Eiskruste in ihrem Innern auftauen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie glitt leise von ihrem Sitze auf den Teppich nieder, ergriff die herabhängende Hand ihres wohlwollenden Gönners und drückte einen Kuß der Dankbarkeit darauf. All das war das Werk eines Augenblicks, einer unbewußten Gefühlsüberströmung. Doch sofort überkam sie auch tiefes Schamgefühl. Sie erhob sich rasch von den Knien, stammelte einige unverständliche Worte und verließ so rasch als möglich das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)



Darauf tröstete er sie mit verständnisinnigem Mitgefühl.

gebliche Thüre sich jemals öffne; auch war weder Glockenzug noch Telegraph zu entdecken. Schließlich gewahrte sie eine Art Klöppel. Nachdem sie ihn einige Male, wie es in Amerika üblich, gegen die Thüre gestoßen hatte, was hier freilich ein ungebührliches Dröhnen ergab, als hätte sie eine Breche hineinschlagen wollen, wurden von innen Schritte hörbar, eine tiefe Stimme ließ ein brunnmiges „oh!“ ertönen, der geheimnisvolle Höhleneingang spaltete sich und Dr. Ordelius stand leibhaftig vor ihr. Er war sichtlich in der Arbeit unterbrochen worden, denn er trug einen bequemen Hausrock, hielt noch die eingetauchte Feder zwischen den Fingern und eine Wolke des Unmutes verdüsterte seine Stirne; doch der Weltmann gewann in ihm alsbald die Oberhand. „Mit wem habe ich die Ehre, mein Fräulein, und womit kann ich Ihnen dienen?“ frug er sie mit höflicher Verbeugung.

„Ich bitte Sie um eine Unterredung, Herr Doktor! Doch seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Güte nicht missbrauchen und mich möglichst kurz fassen werde. Mein Name aber dürfte bei Ihnen kaum als Empfehlung gelten,“ erwiderte Biddy und überreichte errösend ihre Visitenkarte.

Ein kurzes „ah!“ entfloß den Lippen des Kritikers, dann streifte ein erstaunter Blick Biddy von Kopf bis Fuß, ein flüchtiges Lächeln überflog seine Züge und mit verbindlicher Handbewegung lud er sie ein, ihm zu folgen. Hatte sie einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht oder war es Reue über seine grausame Härte. Biddy hielt es für das letztere.

Dieser unerwartete Edelmut versetzte sie in die peinlichste Stimmung. Sie dünkte sich nun doppelt erbärmlich. Ekel erfaßte sie vor ihrer eigenen Aufdringlichkeit; welches Recht hatte sie, die selbstgewählte Einsamkeit dieses vortrefflichen Mannes zu stören, ihm seine Sammlung zu nehmen, ihn mitten in einer bedeutenden Arbeit zu unterbrechen, dafür



Hochzeit Bajaren.

Originalzeichnung nach dem von Professor K. E. Małowski.

Wiener Karneval.

Nachdruck verboten.



Is ob der Mensch das Bedürfnis und die Bestimmung hätte, das Maß von Fröhlichkeit, das ihm die Natur verliehen, einmal auf einige Wochen zusammenzudrängen und in konzentrierter Form zu genießen, so kehrt mit jedem Jahr der Fasching wieder, und immer erneuert sich seine bacchantische Lust! Eine seltsame närrische Zeit! Überall fährt, sobald der Karneval gekommen, der Jugend

trisches Fluidum in die Veine. Na weiblichen Jugend, denn die männlich recht jung. Das Leben ist ernster, ums Dasein schwerer geworden als in den rarer Vätern und Großvätern, und der maling macht frühzeitig mit Frau Sorge. Auch gilt es heute unter den jungen vielfach für geistreich, im Ballsaal mit Miene an der Wand zu stehen und mit talen zu jagen: Wie verrückt sind doch sie ein Vergnügen daran finden, sich Kreise zu drehen? Indes giebt es doch Tänzer genug, die den Reiz des Tanzes zu würdigen wissen, die gern ein hübsches junges Mädchen im Arm halten und die naive Seligkeit verstehen, mit der sich ein Bacchisch von sechzehn oder siebzehn Jahren, Rosen im Haare und süße Ahnungen im Herzen, in den Strudel des ersten Balles stürzt.

eine Art elektrisch der liche ist heute der Kampf Tagen unedne Jüngtannschaft. Männern blasierter den Orien die Leute, daß schweigend im noch flotte

In jedem Jahre ruft Prinz Karneval, der vor allen anderen Monarchen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, ein neues Kontingent unter seine Fahnen, und freudig gehorchen die lieblichen Rekruten seinem Gebot. Zu Hause bleiben nur die, welche müssen, und die ersten bitteren Thränen, die ein junges Mädchen vergießt, fließen meist darum, weil es nicht zu dem tanzen und springenden Heere einrücken kann, dessen Exerzierplatz die lichtstrahlenden Ballsäle sind. Jedes Jahr bringt neuen Nachwuchs zum tröstlichen Beweise, daß Schönheit und Anmut nicht aussterben, und über dem schalen alltäglichen Treiben, über dem Hasten und Jagen nach Erwerb, nach Stellen und Titeln, über Klatsch und Bosheit, und all die schönen Eigenschaften gewöhnlicher Sterblicher, die sich auch im Ballsaal nicht verleugnen, rauscht der Flügel Schlag idealer Gefühle, der junge Liebe weckt und keinen läßt.

So ist es überall, wo Menschen wohnen; so ist es auch in Wien. Die Hauptstadt Österreichs stand einst in dem Rufe, den heitersten, tollsten und schönsten Fasching zu gewähren, und aus weiter Ferne kamen Fremde nach Wien, um ihn hier zu genießen. Das ist ziemlich vorbei. Wohl wird an den Ufern der Donau viel, sehr viel getanzt, aber der Wiener Karneval gleicht dennoch einer alternden Schönen: er lebt mehr von glanzvollen Erinnerungen als von glücklicher Gegenwart. Sein unbefennbarer Niedergang ist erst seit etwa fünfzehn Jahren zu bemerken. Hängt er mit den politischen Verhältnissen zusammen? Ich will es nicht jenem Wirt in Foggia nachthun, der mir einst mit echt neapolitanischer unstillbarer Bredensamkeit auseinandersetzte, die Regierung sei an den schlechten Ernten Schuld. Lassen wir also die Frage offen; — die Thatsache ist nicht zu leugnen. Jene glänzenden Redouten in den Sälen der Hofburg, auf denen noch wirkliche große Damen, in die prächtigsten Dominos geküllt, feine und wichtige Redereien verübten, leben nur mehr im Gedächtnis der Teilnehmer fort. Die Maskenbälle im Theater an der Wien, die allerdings wenig Jugend, aber eine Fülle von weiblicher Schönheit schmückte, haben längst aufgehört. Die ersteren sollen gegenwärtig durch die beiden Opernredouten, die letzteren durch die Maskenbälle in den Musikvereinsälen ersetzt werden. Beide sind nur schlechte Surrogate. Das Opernhaus gewährt an den Abenden, da Bühne und Parquet zu einem einzigen Raume vereinigt werden, allerdings einen prachtvollen Anblick, und in den Logen sieht die vornehme Welt. Aber sie bleibt dort sitzen und sieht sich das Gewühl mit gleichgültiger Ruhe von oben an, statt herabzusteigen und zur Unterhaltung beizutragen. Die Damen der Aristokratie erscheinen nicht maskiert, sondern in Balltoilette. Man darf sie nur aus der Ferne bewundern. In den Musikvereinsälen haben die weiblichen Masken mehr Appetit als Geist, und der unvorsichtige Neuling, der sich ihnen ritterlich naht, wird nicht wenig durch die Äußerungen ihrer kulinarischen Gelüste überrascht. Ihr Herz liegt im Magen; man erobert es auf dem Umweg über die Speisefarte. Zuweilen verirrt sich in diese Räume, welche der Domino aus der Verhianstalt beherrscht, eine wirklich elegante Maske; es ist meist eine Frau, die ihr Mann nicht dort sehen dürfte, aber doch ein Stern in solcher Gesellschaft, denn sie sucht Jemanden, den sie liebt, und sie zuckt zusammen vor den Scherzen, die ihr von Lebemännern ins Ohr geflüstert werden. Der größte Teil des weiblichen Publikums aber besteht aus — „Soupenjen“; ein deutsches Wort für diesen Beruf giebt es nicht.

Die Anzahl der Maskenbälle, die in anderen Vergnügungs-orten Wiens abgehalten werden, ist Legion, aber von ihnen zu reden, verlohnt sich nicht der Mühe, wäre auch, wenn man zu Damen spricht, nicht gerade ratiam. Man kann, wenn man sie besucht, recht interessante Studien zur Kultur- und

Sittengeschichte der Großstadt machen, aber die Ergebnisse dieser Studien sind doch nur unter Männern zu verwerten. Auch sind derlei Bälle fast allerorten gleich, und sie bieten wenig oder nichts Eigentümliches. Höchstens mag man es als eine Wiener Spezialität anführen, daß in Schwenders „Kolosseum“ in Rudolfsheim die ehrsamsten Bürger mit Frauen und Töchtern an den wohlbesetzten Tischen schmausen, während um sie her ein wütendes Heer von weiblichen Masken tobt, deren Kostüme oft von wunderbarer Einfachheit sind und mehr das Auge des Polizisten als das des Künstlers auf sich lenken.

Steigen wir vom Volke, das sich beim Schwender amüsiert, auf der sozialen Leiter zu den sogenannten „Elitebällen“ empor, so stoßen wir sofort auf eine charakteristische Eigentümlichkeit des Wiener Karnevals: den Ballföderalismus. Oder sollen wir lieber jagen, in Wien werde jeden Fasching das indische Kastensystem lebendig? Jeder Stand, jeder Beruf, jede Genossenschaft und jede Nationalität hat einen eigenen Ball. Die Juristen und die Techniker, die Eisenbahnbeamten und die Kellner, die Kaufleute und die Fiaker, die Landwirte und die Einjährig-Freiwilligen, die Sicherheitswachmänner, die Turner, ich glaube auch die Schornsteinfeger tanzen nur unter sich. Es giebt einen Polen-, Griechen- und Rumänenball, einen Ball der Österreichisch-Schlesier, der Kärnthner, ja sogar einen Protestantenball. Fehlen zur Vervollständigung nur noch Christen- und Judenbälle, um das merkwürdige Streben nach möglicher Absonderung der einzelnen Klassen, Stände, Erwerbszweige, Stämme und Bekennnisse selbst in den harmlosen Freuden des Faschings zu kennzeichnen. Von diesem seltsamen System wußte man vor fünfundsiebzig Jahren nichts, und fast der einzige Ball, den ein einzelner Stand veranstaltete, war der Juristenball. Sein Komitee fungierte als eine Art Sittenskommission, und zwar mit solcher Strenge, daß die Karte zum Juristenball gleichsam ein öffentliches Zeugnis für den untadelhaften Ruf einer Dame bildete.

Unter den heutigen Wiener Elitebällen zeichnen sich vor allen der „Concordia“- und der Industriellen-Ball aus. Der erstere hat Dank der Riesenreklame, welche ihm alle Wiener Blätter in trautem Vereine, ohne jede Rücksicht auf ihre politische Parteilichkeit machen, eine große Berühmtheit erlangt. Seine zwei besonderen Merkmale sind, daß man dort so gut wie gar nicht tanzt, weil kein Raum dazu vorhanden ist, und daß ihn fast alle irgendwie bedeutenden weiblichen Mitglieder der Wiener Theater besuchen. Sie sind die Königinnen dieses Balles, und wer darnach lechzt, sie in der Nähe zu sehen oder gar mit ihnen zu sprechen, wer noch so naiv ist, daß er es für ein besonderes Glück hält, mit Damen von der Bühne einige Worte zu wechseln, der mag seiner Schmach Genüge thun. Daß die Künstlerinnen, besonders jene unter ihnen, die es nicht sind, in wunderbaren Toiletten prangen, versteht sich von selbst. Der die Blüten des Feldes kleidet, sorgt auch dafür, daß die kleinste Schauspielerin ihre Blöße mit Seide und Sammet bedecken kann. Eine womöglich noch größere Toilettenpracht herrscht auf dem Industriellen-Balle, nur daß sie hier nicht den Moralphilosophen nachdenklich stimmt. Der Industriellen-Ball ist heute der einzige, der in den Redoutensälen der Hofburg abgehalten werden darf; der einzige öffentliche Ball, auf dem regelmäßig der Kaiser mit der Kaiserin und dem ganzen Hofe erscheint. Hier versammelt sich das ganze reiche und angesehene Bürgertum Wiens, und es tritt, wenigstens äußerlich, glänzend genug auf. Man sagt immer, Wien sei verarmt, die Geschäfte gingen schlecht, Handel und Gewerbe lägen darnieder. Aber auf dem Industriellen-Balle merkt man nichts davon; er gleicht oft einer Ausstellung von Schmutz und edlen Steinen; nur daß die Juwelen statt in Glasschränken an Ohren, Arm und Nacken starkgerundeter Frauen blitzen.

Die eigentlichen Spezialitäten des Wiener Karnevals zu schildern, habe ich mir zum Schlusse aufgespart. Es sind ihrer drei, jede höchst merkwürdig in ihrer Art. Das alljährlich wiederkehrende Kostümfest im Künstlerhause, der Narrenabend des Männergesangsvereins und der Lumpenball. Das Kostümfest ist der Glanzpunkt des Wiener Faschings, und um die Eintrittskarten herrscht ein Jagen wie nach Titeln und Orden, obwohl sie zehn Gulden kosten. Es gewährt aber auch einen hohen Genuß, an diesem Abend die Räume des Künstlerhauses zu betreten. Maler und Bildhauer in großer Zahl vereinigen sich, um sie auszumäcken. Seit einer Reihe von Jahren wird dem Kostümfest ein einheitlicher Charakter gegeben, und das Publikum muß sich dem Gebot fügen, um in Masken zu erscheinen, die einem bestimmten Lande oder einer gewissen Epoche angehören. Im Jahre 1885 verwandelten kundige Hände das Innere des Künstlerhauses in ein kleines Agypten, in dessen Mittelpunkt der Mahdi, von dem seitdem verstorbenen Meister Canon dargestellt, mit seinem Gefolge erschien und den eindringenden Engländern eine der lustigsten Schlachten lieferte, die jemals geschlagen wurden. Voriges Jahr ward ein niederländisches Kirmessfest im sechzehnten Jahrhundert nachgeahmt, und alle Säle demgemäß ausgeschmückt worden. Man glaubte in dem einen an den Ufern eines holländischen Kanals zu stehen und die Schiffe auf demselben vorbeifahren zu sehen; in dem anderen fühlte man sich in eine jener Schenken versetzt, die wir aus den Gemälden von Teniers, Brouwer und Ostade so gut kennen. Für die diesjährige Saison wird eine Weltausstellung der Zukunft geplant und durch dies Programm dem übermühten Humor unserer Künstler ein überaus weites Feld geöffnet. Allezeit schwebt über dem Kostümfest eine künstlerische Anmut, die man vergebens auf irgend einem anderen Maskenfeste suchen würde. Es darf sich den Festen der Düsseldorf, Berliner und Münchener Künstler kühn an die Seite stellen, übertrifft sie vielleicht an Frische und übermühter Fröhlichkeit. Die Wiener Künstlerkunst zeigt hier ihre beste Seite, und so toll auch der Humor in die Höhe sprudelt, und so lärmend die dicke Masse der Besucher sich durch die Säle schiebt; — nie wird der Anstand verlegt, nie eine Keckheit begangen, nie das Auge oder Ohr einer Frau beleidigt. Neuer hört man leider noch kein Wort von dem Faschingsfest der Künstler; sie umgeben ihre Pläne mit tiefem Geheimnis.

Bedeutend tiefer als diese feinste und höchste Blüte des Wiener Karnevals steht der Narrenabend des Männergesangsvereins. Gute Stimme und Sangeslust paaren sich nicht immer mit sozialer Bildung, und so berühmte die musikalischen Leistungen des Vereines sind, so kann man doch nicht von allen seinen Mitgliedern verlangen, daß sie in Witz und Scherz die Grenzen einhalten, welche der guterzogene Mensch auch in

der Faschingslaune berücksichtigt. Diese werden auf dem Narrenabend um so leichter überschritten, da er gewöhnlich mit Ausschluß des schönen Geschlechtes abgehalten wird. Da zieht denn fast von selbst eine Sorte von Spaß ein, die nicht jedem behagt, und neben wirklichem Witz läuft allerlei Zweideutiges im Saale umher. Da erscheinen Masken, die man nicht einmal andeuten kann, und in dem allgemeinen Gesehle und Gebraule geht der feinere Witz widerstandslos unter. In früheren Jahren ist das manchmal so arg geworden, daß man sich schämte und dann zu dem Mittel griff, Damen zuzulassen. Dadurch wurden allzudeberbe Masken und der rohe Ton von selbst ausgeschlossen; Goethes Wort vom Ewig weiblichen bewährt sich auch hier.

Auf dem „Lumpenball“ dagegen übt die Anwesenheit von Damen keinen zügelnden Einfluß. Er ist schon durch das allen Besuchern vorgeschriebene Kostüm auf das niederste Niveau herabgedrückt. Je abgerissener, schmutziger, ekelhafter die Maske, desto willkommener. Jeder anständige Anzug ist verbannt; in Form und Farbe unkenntlich gewordene Hüte, zerrißene Stiefel und Schuhe, aus denen löcherige Strümpfe oder noch besser die bloßen Zehen hervorgucken, fadenförmige Röcke und gestickte Hosen geben ein wunderbares Abbild eines Bagabunden-Kongresses, bei dem alle weiße Wäsche streng verpönt ist. Zerlumpte Musikanten lassen schauerliche Weisen erklingen, Zigeuner und Akrobaten zeigen ihre Künste, Kaufereien werden mit großer Natürlichkeit dargestellt und die Ausgelassenheit reißt alle Schranken nieder. Nach Mitternacht gleicht der Saal einem riesigen Höllenbreughel, und wer nicht starke Nerven hat, der hält es auf dem Lumpenball keine Stunde aus. Welche Damen ihn besuchen? Das ist eine indiskrete Frage, deren Beantwortung mich in Verlegenheit setzen würde. Jedenfalls sind sie stets in großer Zahl anwesend, und sie wetteifern mit den Herren in defekten Anzügen und bacchantischer Lust. Freilich hat auch der Lumpenball eine Lichtseite: Sein großes Erträgnis wird alljährlich zum Besten armer Kinder verwendet. Aber wie es bei diesem Wohlthätigkeitsfest zugeht, „da ziehn wir lieber den Schleier drüber“ und nehmen Abschied vom Wiener Karneval. Karl v. Thaler.

Trost.

Hebt se die kränkt ahn' Jug un Recht,
Un is die dat nicht einerlei,
Ja deit dat in de Seel die weih,
Wat se hebbt dahn und se hebbt seggt;

Is dien Gemäuth die heil bedrewt, —
Un wenn't of dörch de Seel die smitt,
Un wenn't die deip in' Harten ritt,
Wat se hebbt dahn und hebbt utewt;

Un wenn dien Hart blöt* — wej' man still,
Un' Herrgott höllt die in sien Hand,
Un wat die drückt, is em bekant,
Un länger duert' nicht, as he will.

Sent in dien eigen Seel den Blic
Un frag: is se von Claden frie?
Deds du de Menschen kränken nie
Un nie döchrkrüzen ehr Geschid?

Nicht in dien eigen Hart den Blic
Un dau die prüfen heil genög;
Denn wenn' den Blic nah Gott tauhöch
Un segg: Herr, du kennst mien Geschid!

Du bugst' allein un kannst dat slichten
Nah Recht un nah Gerechtigkeit,
Ist weit so nicht so recht Bescheid
Un bün geborn nicht tau'n Nichten.

Sent in dien Hart den Blic herin,
Un denn seih du tauhöch nah Gott —
Un wat's die jeden an Hohn und Spott,
Ward die tau'n Segen und Gewinn.

* 616t, blutet.

Heinrich Burmeister.

Nachdruck verboten.

Die menschliche Haut als Mittel zur Abkühlung.

Sie haben, meine verehrten Leserinnen, in meinem ersten Artikel (Seite 59 des Bazar) gesehen, daß der Mensch eine eigene, von ihm selbst erzeugte Körperwärme besitzt, und haben als Hauptquelle derselben den Stoffwechsel in unserm Leibe, d. h. die chemische Verbrennung von Material kennen gelernt, das der Nahrung- und im Behinderungsfalle dem Körper selbst entnommen wird. Durch diesen Stoffwechsel wird aber nun so viel Wärme erzeugt, daß dadurch schon in einem Tage unsere Körperwärme um 48°C steigen, und bei solch unerträglicher Hitze das Leben erlöschen würde. Es muß daher jener Einnahme von Wärme eine beständige Ausgabe von solcher gegenüberstellen, und dieses für den Haushalt des Organismus hochwichtige Geschäft besorgt uns unsere Haut. Neben dem mancherlei Nutzen, welchen die Haut uns sonst gewährt, dient sie hauptsächlich doch zur Abkühlung unseres Körpers, und über 1/3 unserer unnötigen Wärme schaffen wir uns durch sie vom Leibe. Wir wollen uns daher heute ein wenig mit ihrem Bau und ihrer Lebensfähigkeit beschäftigen, um daraus dann das rechte Verständnis für ihre so wichtige Pflege zu gewinnen. Ihrer Struktur nach besteht die Haut aus drei übereinander liegenden Schichten. Die mittelste Schicht ist die wichtigste. Sie wird Lederhaut genannt, weil man aus ihr bei den Tieren durch Gerben das Leder gewinnt. Diese Lederhaut besitzt viele feine Nerven und Blutgefäße und auf ihrer äußern Oberfläche eine große Menge kleiner Erhöhungen, sogen. Papillen, welche man mit den Pfählen eines niederen Zaunes vergleichen kann. In diese Papillen dringen feine Blutgefäße ein und verzweigen sich netzförmig in ihnen. Außerdem enthält die Lederhaut die Wurzeln der Haare und zweierlei Arten von Drüsen, nämlich Talgdrüsen und Schweißdrüsen.

Nach innen von der Lederhaut liegt die sogen. Unterhautschicht, welche viel Fett enthält und die Haut an das darunter liegende Fleisch heftet. Nach außen aber liegt die Oberhaut, welche ohne Adern und Nerven ist und von der Lederhaut aus ernährt wird. Sie besteht aus kleinen Zellen, welche nach der freien Oberfläche der Haut zu immer abgeplatteter, saftloser und trockener werden. Die obersten hornartig harten Plättchen stoßen sich fortwährend ab, während von innen her immer neu gebildete Zellen nachrücken. Die Haut ist also in einem stetigen Verjüngungsprozesse begriffen.

Diese Oberhaut wird nun von den Ausführungsgängen seiner Schweiß- und Haardrüsen und von den Haaren selbst durchbrochen.

Die Haardrüsen liegen meist an den Haarstängeln, entleeren ihr Sekret, den Hauttalg, am Fuß der Haare, und ölen damit diese und die Haut ein, ihr dadurch Geschmeidigkeit, Weichheit und Wasserdichte verleihen. Durch die Verstopfung derselben entstehen die sogen. Mitesser und durch ihre Entzündung die garstigen Finnen des Gesichts.

Wichtiger sind hier für uns die anderen Drüsen der Haut, nämlich die Schweißdrüsen, deren Mündungen auf der Hautfläche man als Schweißporen bezeichnet. Ihre Anzahl ist sehr beträchtlich. Auf einem Quadratzoll der Hohlhand finden sich gegen 3000 derselben, und ihre Gesamtzahl hat man auf 2 1/2 Millionen geschätzt. Ebenfalls von feinsten Adern umspinnen, entnehmen sie dem Blute sein Wasser und führen es nach außen als Schweiß ab.

Bemerken will ich schließlich noch, daß an den Wurzeln der Haare, auf welche wir jetzt nicht eingehen wollen, kleine Muskeln sitzen. Ziehen sich diese unter dem Einflusse der Kälte (und auch des Schrecks) zusammen, so runzelt sich die Haut, und es entsteht so die bekannte Erscheinung der Gänsehaut.

Diese Angaben über den Bau der Haut werden zum Verständnis des Folgenden genügen, und ich bitte Sie nun, besonders im Gedächtnis zu behalten, daß die wärmeabgebende Oberfläche der Haut durch die Menge der Papillen sehr vergrößert wird, und daß sie sehr reich an Blutgefäßen, Nerven und Schweißdrüsen ist.

Die Haut vermag durch diese Einrichtung viel von der Blutwärme an die Umgebung des Körpers abzugeben, und sie thut dies auf drei Wegen, nämlich durch Wärmeabstrahlung, durch Wärmeleitung und durch Verdunstung des Blutwassers.

Wenn wir uns in einem ausgekühlten Zimmer aufhalten, so haben wir, wenn schon in ihm das Feuer lustig brennt und das Thermometer einen uns sonst behaglichen Wärmegrad anzeigt, doch die Empfindung, als wehe uns ein kalter Luftzug von den kalten Wänden und Möbeln an. Auch fühlen wir Kälte an derjenigen Körperseite, welche wir einer kalten Wand zuzehren. Diese Empfindung täuscht uns insofern, als nicht jene kalten Gegenstände uns anwehen. Vielmehr ist es so, daß wir sie anblafen, d. h. wir geben ihnen von unserer Körperwärme durch Wärmeabstrahlung ab. Diese Abstrahlung wirkt also par distance. Wir fühlen umgekehrt öfters eine uns beengende Schwüle, wenn wir im geschlossenen Raume mit vielen anderen Menschen zusammen sind. Wir vermögen dann eben an diese uns gleichwarmen Körper keine Wärme durch Strahlung abzugeben, und weil nun diese Wärmeabgabe ergebnislos ist (sie beträgt 50% der ganzen Wärmeabgabe), so werden wir durch die Anhäufung der Wärme in uns recht belästigt.

Anders ist die Wirkung der Ableitung von Wärme seitens unserer Haut. Die Wärmeleitung beruht auf dem Naturgesetze, daß sich Temperaturunterschiede überall auszugleichen streben, und wir geben desfalls durch Leitung von unserer Haut an alle uns berührenden kälteren Dinge, also sowohl an die uns umgebende kühlere Luft, als auch an das frische Waschwasser und an das des Bades Wärme ab.

Der Temperaturunterschied zwischen der Haut und unserer Luft würde aber bald ausgeglichen sein und die weitere Ableitung der Wärme demnach bald aufhören, wenn die Luft um uns stille stände und nicht bewegt würde. Zum Glück ist sie jedoch immer bewegt, wir fühlen diese Bewegung aber (als Wind) nur dann, wenn sie mehr als 1 Meter in der Sekunde beträgt.

Jeder Windhauch sorgt dafür, daß immer von neuem kühle Luft an unserem Körper vorbeistreift und sich auf unsere Kosten erwärmt, und wir suchen bei heißer, ruhiger Luft instinktmäßig den Schatten unter Bäumen oder Schirmen, weil in ihm stets stärkere Luftströmungen entstehen.

Aber auch im geschlossenen Raume zieht es immer ein wenig. Auch wenn die Damen nicht mit dem Fächer webeln, bewegt sich doch immer ein leiser abkühlender Luftstrom von ihren Füßen zu ihrem Haupte. Es kommt dies daher, daß die warme Luft, die ihr Körper ausstrahlt, leichter ist als die kühlere der Umgebung und daher nach oben steigt, während kühlere Luft von unten her nachströmt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß Strahlung und Leitung uns im Stiche lassen, wenn die unmittelbare oder weitere Umgebung heißer sind als unsere Haut, und es müßte der Reisende am Äquator ebenso wie jeder von uns im russischen Bade vor innerer Blut umkommen, wenn wir nicht noch den dritten Weg zur Abkühlung hätten, nämlich die Verdunstung. Die Haut dunstet immer Wasserdampf aus, auch wenn sie nicht schwitzt. Flüssig, d. h. zum Schweiß wird dieser Dunst erst dann, wenn wir wasserdichte Bekleidung anhaben, oder wenn er so stark ist, daß ihn die Luft nicht rasch genug als Dampf wegzuführen vermag. Schon jene uns unsichtbare Verdunstung ist nicht unbeträchtlich, denn es verliert ein Erwachsener durch sie in 24 Stunden 700 Gramm, d. h. etwa zwei Tassen Wasser. Die Verdunstung ist um so stärker, je größer der Wärmeunterschied ist zwischen Haut und Luft, je weniger die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist, und je rascher sie sich bewegt. Durchschnittlich enthält die Luft nur 60-80% der Feuchtigkeitsmenge, welche sie aufnehmen vermag, und es kann dabei unser Körper noch Wasser an sie abgeben. Bei jeder Wasserverdunstung aber wird viel Wärme gebunden und der Körper mithin bedeutend abgekühlt. Ist die Luft aber sehr feucht und dabei heiß und windstill, so bekommen wir ein Gefühl der Beklemmung, weil uns dann die Wärmeabgabe durch Verdunstung fehlt.

Das nächste Mal wollen wir betrachten, wie unsere Haut die Innenwärme nicht allein ausgiebt, sondern ihren Abgang auch nach den jeweiligen Bedürfnissen des Körpers reguliert, und wie wir, wenn sie das einmal nicht thut, uns erkalten.

Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Familie und Haus bei den Griechen.

Von Eduard Engel.

Durch das ganze äußere Leben des griechischen Volkes geht ein Zug, der bei oberflächlicher Betrachtung leicht zu dem Irrtum führen könnte: die Griechen hätten in einem der wesentlichsten Punkte alles Gesellschaftswesens, in der Stellung der Geschlechter zu einander, sich nach ihren vierhundertjährigen Bedrückern, den Türken, gebildet. Nichts ist falscher, aber auch nichts erklärlicher als jener Irrtum, den man von stüchtigen Reisenden recht oft äußern hört. Weil man die griechische Frau für gewöhnlich nicht auf Markt und Gassen sieht, redet man sich ein, ihre Stellung komme ungefähre der einer türkischen Frau, überhaupt der Frau im muhammedanischen Orient gleich, nur daß der Grieche in seinem Harem, gemäß seiner christlichen Religion, nur eine Sklavin zur Frau habe, während der Muhammedaner deren so viele besitze, wie er bezahlen könne.

Der Irrtum entsteht durch die allerdings sehr auffallende Erscheinung, daß die griechische Frau sich innerhalb der Grenzen des Hauses hält und die Straße nur betritt, wenn es sich um ganz unaufschiebbare Besorgungen handelt, die allein eine Frau ausführen kann. Auf dem Felde freilich arbeitet die Frau mit gleichem Fleiß wie der Mann; die Arbeit macht beide Geschlechter auch vor der Öffentlichkeit gleich. Ist aber die Arbeit gethan oder ein Feiertag angebrochen, so fällt es dem griechischen Weibe nicht ein, vor der Hausthür zu stehen, mit den Nachbarinnen zu schwätzen oder gar auf Besuche zu gehen.

Diese strenge Häuslichkeit der griechischen Frau gilt nicht bloß für die Bäuerin; nein, auch in den Städten herrscht als Regel: die Straßenbevölkerung ist eine männliche. Freilich, in den ganz großen Städten, deren Griechenland ja nur sehr wenige besitzt — wenige, selbst wenn wir als „große Städte“ die mit über 20 000 Einwohnern gelten lassen wollen — hat die verflachende Allervölksitzte auch die strenge Häuslichkeit des weiblichen Geschlechts zu befeitigen angefangen. In Korin, in Patras, und nun vollends in Athen sieht man in nicht mehr ganz geringer Zahl auch Frauen sich auf den Straßen bewegen, allerdings überwiegend aus den höheren Ständen, in denen man ja überhaupt stets zuerst sich der von den Vorvätern überkommenen Sitte entkleidet. Aber bis zum zwecklosen Spaziergange auf offener Straße hat es die griechische Frau noch nirgends gebracht, es sei denn, daß der Gatte oder der Bruder sie begleite. Unverheiratete junge Damen gehören als Spaziergängerinnen, selbst als begleitete, zu den größten Ausnahmen.

Daraus folgt aber ganz und gar nicht, daß die griechische Frau eine untergeordnete Stellung im häuslichen Leben einnimmt. Im Gegenteil, sie ist die Herrin des Hauses in einem Grade, wie er im Abendlande selten vorkommt. Fast könnte man sagen: der Mann ist der erste Diener der Frau in Griechenland. Jedenfalls betrachtet sich der Mann, in gut konstitutionellem Sinne, als den ersten Diener des Hauses, und da seine Gattin nun einmal durch die uralte Landessitte verhindert wird, die Geschäfte des Hauses auch außerhalb desselben zu besorgen, so muß der Mann in vielen Fällen Dienstmagd spielen, in denen ein europäischer Gatte einer solchen Zumutung den heftigsten Widerstand entgegenzusetzen würde. Nicht allein die Frau des Hauses hält es unter ihrer weiblichen Würde, zum Zweck von Einkäufen auf den Markt zu gehen und mit den — stets männlichen — Händlern um Fleisch und Fisch und Gemüse zu feilschen; nein, auch die Dienstmagd denkt gar nicht daran, sich mit einem Marktkorb auf die Straße der Männer zu wagen.

Aus dieser durch ganz Griechenland verbreiteten Gewöhnung ergibt sich ein Straßen- und Marktbild, welches vollkommen verschieden ist von allem, was man aus der Heimat oder selbst aus Reisen im Süden, in Italien oder in Spanien, kennt. Wer, der z. B. in Verona oder Florenz gewesen ist, erinnert sich nicht stets mit Entzücken des farbenprägenden Bildes eines der Gemüse- oder Blumenmärkte italienischer Städte, deren Reiz nicht zum wenigsten gerade in der überwiegenden Beteiligung des weiblichen Geschlechts am Marktgewinnel liegt? — Von alledem in Griechenland nichts. Männer, nichts als Männer; vom zehnjährigen Knaben bis zum Greis am Stabe. Der Herr Ehegemaß geht des Morgens selber zu Markte, kauft ein, was ihm die Frau aufgetragen, wählt sich den Fisch mit geübtem Blick, versteht sich auf die guten Eigenschaften einer saftigen Artischoke oder festen Zwiebel besser als irgend eine Küchenfee, — und wenn er nach dem in Griechenland unvermeidlichen viertelstündigen Feilschen um 5 Lepta auf und ab seinen Handel abgeschlossen, so wickelt er sich die erstandene Waare ins Taschentuch oder in die Morgenzeitung, und wenn er vornehm sein will, so läßt er sich durch einen der überall in griechischen Städten sich anbietenden Marktjungen (sinken zehn- bis fünfzehnjährigen Knaben) sein bißchen Ehrgang nach Hause tragen.

Die griechische Bevölkerung besteht in höherem Maße als die irgend eines anderen Kulturvolkes aus Bauern. Ein griechisches Dorf kennt außer einem Schuhmacher und einem Ghani-(Herbergs-)wirt keine anderen Bewohner als solche, die alles, was sie in den Mund stecken und was sie am Leibe tragen, mit Ausnahme der Schuhe, selber ernten und weben. Der Papas (Priester) des Dorfes macht von dieser Regel keine Ausnahme; er ist nichts als ein Bauer, meist ein ärmerer als seine Mitbauern, und nicht selten ein ungebildeterer als sie. Er kann die Liturgie — nicht etwa immer vorlesen, aber doch herlesen, auswendig, plärend, ohne irgend welches religiöse Verständnis. Im übrigen arbeitet er und seine Papadia ganz ebenso hart in seinem Weinberge oder auf seinem Weizenacker, wie jedermann sonst im Dorfe.

Der Schuhmacher, natürlich auch ein Bauer mit Weinberg und Ackerfeld, arbeitet in einigen Tagen den Ledergeschäft für sein Dorf fertig; dann geht er hin und bestellt sein Stüchchen Erde. Alles, was sonst zur Bekleidung und häuslichen Einrichtung gehört, wird im Hause hergestellt, und das macht es wohl begreiflich, warum die Frau weder Zeit noch Lust hat, gleich ihren europäischen Schwestern die „Nachbarschaft“ zu pflegen. Man trinkt bekanntlich in Griechenland den besten

Kaffee der europäischen Christenheit; aber Kaffeekränzchen haben die griechischen Frauen noch nicht aufgebracht.

Giebt's auf dem Felde nichts zu schaffen, also während der Zeit zwischen Bestellung und Ernte, so gilt es zu spinnen und zu weben für sich, den Gatten, die Kinder und das Haus. Kein Stück Bett- oder Leibwäsche, kein Frauenkleid noch Männerrock, keine Bettdecke, kein Tischtuch, keine Pferdegeschabrade, keine Futtertaische, die nicht von der fleißigen Frau erpinnen, gewebt, gebleicht, gefärbt worden wäre. Das einzige Kleidungsstück, welches eine Bauerfrau aus der Stadt oder in einem Dorf „Magasi“ kauft um bares Geld, ist allenfalls ein baumwollnes bedrucktes Kopftuch. Und die einzige geringe Geldausgabe des Mannes ist die für den guten, billigen griechischen Tabak und Cigarettenpapier.

So erklärt es sich, warum die griechische Frau der niederen Stände, besonders auf dem Lande, so peinlich das Haus hütet. Bei den Türkinnen ist die weibliche Zurückgezogenheit nichts als die träge Häuslichkeit der Sklavin; bei den Griechen ist sie die strenge Pflicht der fleißigen Herrin des Hauses.

In den Städten ist es nicht viel anders. Das Leben des griechischen Mannes war ja schon im Altertum ein öffentliches. In seinem Hause aß, trank und schlief der Grieche; sein bürgerliches Leben vollzog sich auf dem Markte, auf der Agora. In diesem Punkte wie in so vielen anderen ist auch der Neugriecher der echte Sohn seiner Vorfahren geblieben. Es macht ihm nichts aus, die Markteinkäufe für das Haus selber zu besorgen; denn er geht ja ohnehin jeden Morgen auf den Markt, um mit seinen Freunden über Geschäft und namentlich über Politik zu schwätzen. Man weiß, daß auch im Altertum nicht die Frau die Markteinkäufe besorgte, sondern entweder der Gatte oder, in den reicheren Familien, der Sklave.

Einfach bis zur bedürfnislosesten Ursprünglichkeit, wie das Leben des größten Teils des neugriechischen Volkes, ist auch die Einrichtung seines Hauses. Mit seltenen Ausnahmen besteht ein griechisches Bauernhaus aus zwei Stockwerken, deren oberes zur Wohnung für die Menschen, deren unteres zur Behausung für das liebe Vieh dient. Eine leiterähnliche Treppe führt an der Außenseite in das obere Geschloß, zunächst auf einen hölzernen großen Balkon, der, ähnlich wie bei den schweizer oder tiroler Häusern, fast um das ganze Gebäude herumläuft. Auf diesem Balkon vollziehen sich die Waschungen, ganz nach der Art, wie sie uns Homer beschreibt. In einem Bauernhause giebt es nun einmal solch Gerät wie eine Waschkübel nicht. Dem Reisenden, der darauf besteht, sich nach „europäischer“ Sitte zu waschen, wird die gefällige Hausfrau wohl ein von weitem waschkübelähnliches Gefäß herbeibringen; aber entweder ist es dann ein tiefer Teller, oder eine Kasserole. Es geht auch ohne Waschkübel viel besser, als man sich's denkt. Die Frau oder die Tochter des Hauses ladet den waschlustigen Fremdling ein, ihr auf den Balkon zu folgen, und dort gießt sie ihm aus einer großen Theekanne so lange frisches Wasser in die hohlen Hände, wie man nur irgend wünscht. Man hat dabei jedenfalls den Vorteil, daß man sich immer wieder in reinem Wasser wäscht.

Bettstellen, eiserne, findet man nur in sehr großen Dörfern oder in den Städten. Im übrigen schläft man auf Decken an der Erde, und mag zufrieden sein, wenn der Fußboden wenigstens gebielt und nicht gestampfter Estrich ist. Tische kommen hin und wieder vor, aber doch nur in den wohlhabenderen Häusern; Stühle sind noch seltener. Man sitzt auf einer rohen Holzbank oder kauert (aber nicht nach türkischer Sitte, sondern auf den Fußhohlen hockend) um die Kübel herum.

Über die Ehrbarkeit der griechischen Frau, über die Unnahbarkeit der griechischen Mädchen, zumal auf dem Lande, herrscht bei allen Reisenden nur eine Meinung: die allerbeste. Als ich mich in Athen bei höheren Beamten im Ministerium des Innern nach statistischen Zahlen über das Verhältnis der unehelichen Kinder zu den ehelichen erkundigte, wurde mir die Antwort: Darüber führen wir keine Liste, denn es lohnt gar nicht, die verschwürend seltenen Ausnahmen zu buchen.

Die Familie, in ihrer patriarchalischen Straffheit und Keuschheit, ohne fremdes Gesinde im Hause, sich selbst genug bei der Arbeit — das ist die feste Grundlage, auf der sich das neugriechische Gemeinwesen aufbaut. Die Fälle, in denen der Bauer mehr urbares Land besitzt, als er mit seiner Frau und seinen Kindern oder nächsten Anverwandten bestellen kann, sind die Ausnahme. Eine starke überschüssige Landbevölkerung ohne Landbesitz giebt es gottlob in Griechenland nicht. Ist schon in den Städten, vielleicht mit Ausnahme Athens, von einem Arbeiterproletariat keine Rede — auf dem Lande erst recht keine Spur davon. Der Arme hilft nach der Bestellung des eigenen Acker's seinem reichen Nachbar gegen einen ansehnlichen Tagelohn; aber er tritt dadurch in kein festes dienendes Verhältnis zu ihm. Es giebt im neuen Griechenland nur Herren, keine Knechte — lauter kleine Könige auf der eigenen Scholle. Diese Scholle ist oft sehr klein, und ohne die ungläubliche Anspruchslosigkeit der griechischen Landbevölkerung wäre ein Leben darauf nicht denkbar. Aber diese Scholle ist des Landmanns eigenes Eigentum; es lastet darauf keine Grundschuld; denn wer möchte ihm bares Geld leihen in einem Lande, wo der Zinsfuß für Darlehen selten unter 10% beträgt, und wo so wenig Aussicht ist, daß der Darleiher zu seinen Zinsen kommt?

Nicht haben die griechischen Bauern oft gefragt: Nicht wahr, Herr, die „Europäer“, die Deutschen sind doch viel reicher als wir? — Sie dachten dabei an nichts Anderes, als daß die glücklichen Europäer mehr Silberdrachmen oder Goldstücke in der Tasche trügen. Ihre Meinung über die reichen Europäer wurde aber sehr heruntergestimmt, wenn ich ihnen sagte: ja, mehr Geld haben wir wohl, aber bei uns hat die Mehrzahl der Menschen weder ein eigenes Dach über dem Kopf, noch ein eigenes Stück Erde, das sie nährt. — Kamen sie mir mit den herrlichen europäischen Fabriken, so sagte ich ihnen: ja, Fabriken haben wir genug, beinahe so viel wie ihr Oibäume, aber wenn einmal ein Fabrikstein zu rauchen aufhört, so wissen Hunderte von Familienvätern nicht, wovon sie am nächsten Tage ihre Frauen und Kinder ernähren werden. — Was aus den Töchtern der europäischen Fabrikarbeiter in vielen Fällen wird, das habe ich ihnen verschwiegen; ich wollte mein eigenes europäisches Ansehen nicht allzu sehr schädigen.

Man heiratet in Griechenland jung und leidet doch keine Not. Es giebt noch genug Brachland um billigen Preis zu

ersehen, und eine Familie ist mit wenigen hundert Franken leicht zu begründen. Das Land ist klein und dazu gebirgig; dennoch könnte es, ebenso wie im Altertum, eine viel größere Bevölkerung ernähren als die knapp zwei Millionen, die im heutigen Königreich Griechenland leben.

Die Familienbande wirken in Griechenland stärker und länger als sonst bei einem Volk. Eltern und Kinder hängen aneinander mit einer erstaunlichen Fähigkeit, dabei ohne alle Sentimentalität. Das deutsche Weihnachtsfest, gewiß eine der stärksten Familienklammern auch für die in alle Lande verstreuten Glieder des deutschen Hauses, mag an Wesen und Form den Vergleich mit dem Fest irgend eines Volkes siegreich bestehen; das griechische Osterfest übertrifft es — nicht durch seine innere Wärme oder äußere Pracht, aber wohl durch die rührende Gewalt, mit der es jeden Griechen, der es irgend durchleben kann, an diesem Tage seiner Heimat, seinem elterlichen Hause zurückgiebt. Kurz vor Ostern giebt es in Griechenland eine wahre Völkerwanderung. Von einem Ende des Landes zum andern ziehen ganze Karawanen der Heimat zu, oft die Nacht zum Tage machend, um rechtzeitig zu Hause einzutreffen zur gemeinsamen Feier der Pascha. Es ist damit ein ganz ander Ding als in den Ländern, wo man mit dem Kourierzug in einer Nacht oder in 24 Stunden auch die größten Entfernungen zurücklegen kann. In Griechenland muß der arme Junge, der zu den Eltern nach Hause will, zu Fuß über hohe Gebirge steigen und durch reißende Ströme waten, denn gebahnte Straßen und wohlgefügte Brücken giebt es noch herzlich wenig in dem jungen Königreich.

Das Beste, was ich im neuen Griechenland gefunden habe — es war die griechische Familie. Auf einer Grundlage wie dieser wird mit der Günstigeren Zeiten auch gewiß noch einmal eine höhere Civilisation in seinem Lande sich entfalten, welches einst die höchste hervorgebracht und uns überliefert hat. Was auch immer in Athen von den Berufspolitikern gesündigt werden mag — der Kern des neugriechischen Volkes ist ein gesunder, und aus diesem Kern heraus wird, wenn auch nie ein Großgriechenland, doch ein an der Kulturentwicklung thätig teilnehmendes Staateingebilde im Südosten Europas erblühen.

Aus dem Kunstleben der Gegenwart.

Die Holzschneidekunst oder Xylographie, bekanntlich die älteste der vervielfältigenden Künste, hat sich — nach einer langen Periode der Vernachlässigung — seit Anfang des 18. Jahrhunderts erneuerter Pflege und gesteigerter Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Die beiden Unger, Vater und Sohn, legten in Deutschland den Grund zu neuer Entwicklung dieser echt deutschen Kunst; ihnen folgten in sachverständiger und liebevoller Pflege derselben Gubitz und Ungelmann in Berlin, Blasius Höfel in Wien, Kreschmar in Leipzig, die Gebrüder Vogel in Berlin, Braun und Schneider in München, Brendamour in Düsseldorf, Weber in Brüssel, Bückner und Gaber in Dresden, Käseberg in Leipzig u. a., und diesen wackeren Künstlern ist es zu danken, wenn zur Zeit die Xylographie einen hohen Grad von Vollkommenheit und eine Ausdrucksfähigkeit erlangt hat, die sie zu einem Hauptmittel der modernen Illustration macht. Bemerkenswert ist hier eine bedeutende Veränderung, die sich in dem Verhältnis des Holzschnegers zum Zeichner nach und nach herausgebildet hat. Während bis in die neueste Zeit hinein das xylographische Kunstwerk lediglich Facsimile der Vorlage und also um so geschätzter war, je treuer es die Zeichnung bis auf Strich und Tüttelchen wiedergab, feiert es heute seinen Triumph im sogenannten Tonschnitt, in welchem der Xylograph sich vom Zwange der Facsimilierung lösmacht und das vorliegende Bild nach seiner malerischen Wirkung selbständig, fast mit congenialer künstlerischer Kraft, ja den Zeichner nicht selten meisternd, reproduziert. So ist die Technik, die auf den Fundamentalerwerken Albrecht Dürers, Hans Burgkmair's, Lukas Kranachs, Hans Baldung Griens und Hans Holbeins des Jüngeren basierte, in naturgemäßer Entwicklung fortgeschritten, hat ihre letzten und höchsten Triumphe im Facsimileschnitt der Zeichnungen von Adolf Menzel gefeiert, dann aber sich voll und bewußt dem der modernen Kunstforderung entsprechenden Tonschnitt ausschließlich zugewendet.

So hat sich denn ihr auch in unseren Tagen die besondere Sympathie deutscher Kunstfreunde und Sammler erschlossen, und die noch immer steigende Vervollkommenung genannter Technik erfährt eine in gleichem Maße steigende warme Anteilnahme des künstlerisch empfindenden Publikums.

Dieser besonderen Vorliebe für den musterhaften deutschen Holzschnitt und der Neigung, treffliche xylographische Blätter zu sammeln, trägt ein joeben ans Licht getretenes Unternehmen des Berliner Verlags-Comptoirs in dankenswerter Weise Rechnung. Unter dem Titel „Moderne Kunst in Meister-Holzschnitten“ veröffentlicht dasselbe die erste Lieferung eines groß angelegten Werkes, das von allen Kunstfreunden und Sammlern freudig begrüßt werden wird. Um einen geringfügigen Preis (1 Mark die Lieferung) erhalten dieselben hier acht vortreffliche Blätter, nach Gemälden von Hr. Defregger, C. Gussow, Hans Hermann, F. A. Kaulbach, Klaus Meyer, K. E. Makowsky, Victor Tilgner und Joseph Zenker für die Deutsche Illustration. Zeitung mustergerichtet geschnitten, deren Fortsetzungen sich zu einem vollständigen Repertorium der modernen Kunst gestalten werden. Wir reproduzieren, als Probe des löblichen Unternehmens, das schöne Blatt aus „Brend' amours Meisteratelier“ „Die Hochzeit eines Bojaren“ von K. E. Makowsky, ein lebensvolles Abbild eines jener prunkvollen Feste, wie sie der vornehme Russe vergangener Jahrhunderte gelegentlich solcher Familienereignisse mit kolossalem Aufwand von materiellen und das Auge bestechenden Mitteln zu begehren liebte. Die Präsentation der neuvermählten Frau durch ihren jungen Gatten vor versammelter prunkvoller Hochzeitgesellschaft und die durch ihr liebliches Erscheinen hervorgerufenen teilnehmenden Empfindungen der Verwandten und Freunde sind hier in meisterhafter Weise zum Ausdruck gebracht; dazu prägt sich ein zur Verwendung gebrachtes reiches kulturhistorisches Detail in Kostümen, Dekorationen, Mobiliar und Prunkgeräten dem Auge des Beschauers dauernd ein, und das Ganze hinterläßt einen künstlerisch schönen und wohlthuenden Eindruck.

L. 3.

Aus dem Frauenleben.

Deutschland. Eine in Nachen verstorbene Dame, Fräulein Therese Pälzer, hinterließ testamentarisch der Stadt zu kirchlichen Zwecken 240 000 Mark und 150 000 Mark, von denen die Zinsen zur Ausbildung bedürftiger armer Mädchen in Haus- und Handarbeit verwendet werden sollen. Eine andere Nachnerin, Fräulein Leiner, vermachte dem Gustav Adolfsverein 10 000 Mark.

Schweden. Das von Miß Gedenström, einer geborenen Schwedin, begründete Seemannshaus gewährte im letzten Jahre gegen fünfzehnhundert Matrosen verschiedener Nationen Aufnahme und Beschäftigung; außerdem wurde eine große Anzahl mittelloser Seeleute ohne Entgelt verpflegt. Diese Anstalt dient den Teerjaden, die in dem großen, an Verführungen so reichen London allzusehr mit dem verdienten Lohne fertig werden, als eine Art Sparkasse. Die Insassen liefern der Oberin ihr Geld zur Aufbewahrung aus, und letztere trägt Sorge, daß die Seeleute auch ihre Angehörigen in der Heimat unterstützen. So flossen von den im vergangenen Jahre der Miß Gedenström anvertrauten fünfzehntausend Pfund den Familien der Deponenten in der Heimat gegen fünftausend Pfund zu.

Rußland. Der Damenport in Petersburg erstreckt sich jetzt auch auf das Wettreiten. Bei einem jüngst von zwölf Amazonen veranstalteten Rennen wurden ein goldenes Medaillon und ein silbernes Horn als Preise verteilt.

England. Das letzte Werk der Königin Viktoria von England, das „Tagebuch aus den Hochlanden“, ist jetzt auch ins Persische übertragen worden. Die Übersetzerin ist eine persische Dame, Futilbai Dnnjeebhoy Wadia mit Namen.

Frankreich. Die französische Akademie hat einen Roman, Terre de France, den Herr und Frau Juillot geschrieben, mit einem Preise gekrönt.

Italien. Auch Königin Margaritha folgt schriftstellerischer Neigung. Die hohe Fürstin hat Fabeldichtungen nach mittelalterlichen dramatischen Legenden im Stile von Giocosa verfaßt, deren Veröffentlichung bevorsteht.

— Signora Aurelia Cinino Foliero hat in Cesena, unweit Mailand, eine landwirtschaftliche Schule für Mädchen angelegt.

Spanien. An der Universität zu Barcelona hat im verfloffenen Juni ein Fräulein Dolores (Marie) Leonart, Tochter eines in der Nachbarstadt Gracia wohnenden Arztes, im Alter von 19 Jahren ihr medizinisches Staatsexamen abgelegt, und zwar mit der besten Jenjur, nachdem sie mit 13 Jahren ihre Gymnasialstudien beendet, die sie mit 8 Jahren begonnen hatte. Obgleich in diesem Falle der Umstand, daß der Vater selbst Arzt ist, begünstigend auf das Studium des Mädchens eingewirkt haben mag, so ist es doch keineswegs als ein seltener Ausnahmefall zu betrachten, da die Organisation des spanischen Unterrichtswesens keinen Vergleich mit dem unrigen aushält. Fräulein Leonart ist die vierte Katalonierin, die in dem letzten Jahrzehnt Ärztin geworden; sie wird aber wohl die erste sein, die Praxis erwirbt, da von ihren Vorgängerinnen eine verunglückt ist, die anderen sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen haben.

Amerika. Wie aus New-York berichtet wird, hat Frau Mary W. Coons dort die Prüfung als Schiffsführer und Lootie in vorzüglicher Weise bestanden. Die Dame wird, nachdem sie ihr Certificat erhalten hat, den Befehl über die Dampf-Yacht „Elisabeth“ übernehmen. Frau Coons wird übrigens nicht die erste Dame sein, die einen Dampfer befehligt. Im Jahre 1884 erhielt Frau Mary M. Miller aus New-Orleans das Kapitän's-Certificat; seitdem befehligt sie den Handelsdampfer „Saline“.

Wirtschaftsplaudereien.



Neuer französischer Räucherapparat. Die nebenstehend skizzierte kleine Vorrichtung ermöglicht es, mittelst jeder Kerze Räucherpulver oder Essenzen verdampfen zu lassen und so in einfacher Weise Wohlgerüche im Zimmer zu verbreiten, zu deren Erzeugung man sich gewöhnlich einer Räucherlampe bediente. — Die Befestigung der kleinen Räucherpfanne geschieht mittelst der Klammer an einer beliebigen Stelle des Lichtes. Der Preis des neuen Räucherapparates, welcher aus Messing hergestellt ist, beträgt 1 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes 1,25 Mark. Es sei hier noch auf den Leuchter selbst hingewiesen, welcher in dieser Form, einem echten Renaissancemuster nachgebildet, bisher nur in geschwärtztem Eisen hergestellt wurde, nunmehr aber auch in blankem Kupfer gearbeitet wird. Ein solcher Kupferleuchter kostet 7,50 Mark.

Neue französische Lichtmanschette.

Diese Lichtmanschette läßt sich, wie aus der Skizze ersichtlich, an jeder Stelle des Lichtes, also auch unmittelbar unter der Flamme befestigen und schließt dadurch das Verunreinigen des Fußbodens oder Teppichs durch abtropfendes Kerzenmaterial beim Umhertragen vollkommen aus. Die Manschette selbst besteht aus Glas, das Gestell und die Klammer aus Messing. Die kleine Vorrichtung kostet 1 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes 1,25 Mark.

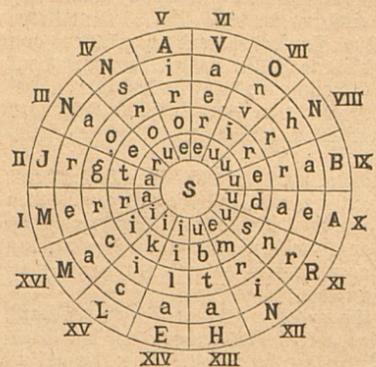
Bezugsquelle für obige Gegenstände: E. Cohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.



Buntes Allerlei.

Ringräffel.

Von Dr. — e.



Die vier inneren Ringe der Figur sind mit Beibehaltung der Reihenfolge ihrer Buchstaben so zu drehen, daß man 16 Wörter von je sechs Buchstaben mit dem gemeinsamen Endlaut s erhält.

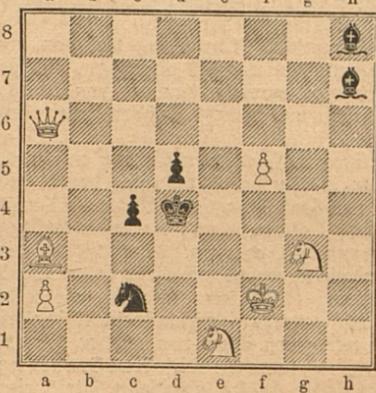
Die 16 Wörter (aber in anderer Reihenfolge) sind: I. Römischer Geschichtschreiber. II. Grafenschaft im nördlichen Frankreich. III. Große Stadt in Frankreich. IV. Einer der Hauptcharaktere der französischen Revolution. V. Bekannter Name aus der griechischen Mythologie. VI. Bezeichnung für die Unterwelt. VII. Römischer Feldherr. VIII. Feldherr des 6. Jahrhunderts. IX. Evangelist. X. Gott der Griechen. XI. Gott der Ägypter. XII. Griechische Insel. XIII. Dynastie. XIV. Gott der Griechen. XV. Berühmter Athener des 5. Jahrhunderts. XVI. Hauptort eines französischen Departements.

Schach.

Aufgabe Nr. 192.

Motto: „Jacta est alea.“

Schwarz.

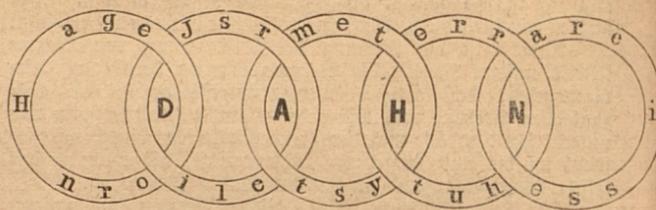


Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 190 Seite 40.

- 1. f3 — f4. Schwarz. 1. Kf5 n. f4. Weiß. 2. Dg2 — f2 matt. A. Weiß. 1. Schwarz. 1. Kf5 n. g6 ober n. e6. Weiß. 2. Dg2 n. g5 oder — g4 matt. B. Weiß. 1. Schwarz. 1. e5 — e4 (n. f4) oder g5 — g4 (n. f4). Weiß. 2. Dg2 — e4 oder g4 matt.

Auflösung des Kettenräfels Seite 40.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 40.

Hunde-Coupe.

Auflösung des französisch-deutschen Nebus Seite 40.

Citabelle — Six tas d'L: sechs Häuschen L.

Litteratur-Allerlei.

Musterbuch für Frauenarbeiten. Herausgegeben von Mathilde Clafen-Schmidt. (Leipzig, Hofmann & Dornstein.) Bd. I. II. 2. Auflage. Bd. I. enthaltend Canevas-Stiderei, Striderei, Häfelarbeit, Stiderei in Weiß und Bunt, mit 200 Holzschritten und erklärendem Text versehen, und Bd. II (Züllstiderei und Spitzenarbeiten, Durchziehen in Tüll und Jilet, Macramé, Franzen und Quasten, Papier, Pappe und Wollblumen), haben binnen kurzem die 2. Auflage erlebt — ein Beweis, daß diese Sammlungen, welche allerdings überwiegend französische Muster neben einer kleinen Anzahl Originalmuster bringen und ohne strenge Sonderung nach Stilarten zusammengetragen sind, der Frauenwelt gefallen. Was die Anweisungen zur Ausführung der Arbeiten betrifft, so dürften dieselben den Leserinnen, welche an die korrekten Beschreibungen guter Frauen-Journale gewöhnt sind, nicht immer genügen! Ein Uebelstand, über welchen die elegante Ausstattung der beiden Bände nicht hinweghelfen kann.

Praktischer Leitfaden der Pug- oder Schmuckfedern-Näherei, sowie der Strohhleideri und Färberei. Von A. Salfeld. Verlag von Gustav Weigel. (Preis 3 M.) Der Verfasser bietet in der populär geschriebenen Abhandlung selbstprobte Verfahren und Vorschriften zum Waschen und Weichen und zur Bereitung von Schmuckfedern aller Art, insbesondere der Straußfedern. Diese Anweisungen dürften vielen erwünscht sein, zumal bisher noch kein Werk erschien, welches Muster der produzierten Farben führt, wie es das in Rede stehende Werkchen thut. Es sind demselben nämlich 20 Proben gefärbter Federn und 12 gefärbte Strohhleider beigegeben, welche genüßmaßen die Probe aufs Exempel bieten und die Brauchbarkeit des Büchleins nur erhöhen können.

Für Notiz.

Wir empfehlen unseren geehrten Abonnenten zur Anschaffung das in nebenstehendem Artikel angekündigte neue Unternehmen „Moderne Kunst in Meister-Holzschnitten“, zu welchem ein Bestellschein der Gesamt-Auflage dieser Nummer beiliegt, mit dem Hinweis, daß jede Buchhandlung, die den „Bazar“ liefert, auch Bestellungen auf die „Moderne Kunst“, Bfg. 1 ff., entgegennimmt.